

Christian Strzoda

Tut das weh, wenn ich hier drücke?

Die besten Geschichten
aus meinem Leben als
Notfallsanitäter

riva

*Für meine Loni,
mit der ich die Weltherrschaft an mich reißen werde! :)*

*Und für meine Katze Herrn Schneider, die mir tausend Mal
erfolgreich demonstriert hat, dass die felines Bedürfnisse deutlich
wichtiger sind, als die Kapitel dieses Buches in mein Textverarbei-
tungsprogramm zu tippen. Es machte ihr tierischen Spaß, für das
Titelfoto zu posieren. Dafür versteht sie nicht, weshalb sie Herr,
und nicht Frau Schneider genannt wird.*

Auf ein Neues

Wenn man ein Staatsexamen bestanden hat, heißt das noch lange nicht, dass man seinen Job auch sicher beherrscht. Im Rettungsdienst gibt es Eventualitäten und viele Komplikationen, die Ihr Retter-Leben in einen Scherbenhaufen verwandeln können und die Sie professionell und routiniert im Auge behalten müssen. Es treten Zustandsänderungen auf, die man niemals erwartet hat. Oder der Patientenzustand geht rapide und steil bergab. Wenn einem in der Situation nichts Passables einfällt, fährt man mit dem Patienten zusammen auf direktem Weg in die Hölle – man selbst, weil man versagt hat, und der Patient, weil er das nicht überlebt.

Als Praktikant im Rettungsdienst bewegte man sich noch auf sicherem Terrain. Man hatte den verantwortlichen Rettungsassistenten dabei, der jederzeit in die Bresche springen konnte, wusste man als Praktikant nicht weiter. Man trat dann einen Schritt zurück, hob die Hände und sagte: »Könntest du bitte übernehmen? Danke.« Je nachdem, ob der Praktikant während seiner Ausbildung eine funktionsfähige Verbindung zwischen Theorie und Praxis herstellt, kommt er im Anschluss sicher oder weniger sicher durch das Rettungsdienstleben. Irgendwann war es bei mir so weit: Ich hatte meine Urkunde, einen Dienstvertrag und eine Menge Motivation, Menschen auf professionellem Niveau zu helfen. Der verantwortliche Kollege war ab diesem Zeitpunkt ich. Einen meiner ersten Dienste als Rettungsassistent Mitte der neunziger Jahre werde ich nie vergessen.

Die Rettungsleitstelle schickte Lenny und mich zu einer »unklaren Befindlichkeitsstörung«. Das ist ein fantasievolles Einsatzstichwort, wenn man bedenkt, dass die Leitstelle mit ein



oder zwei Fragen den Sachverhalt genauer hätte ermitteln können. Der Disponent hatte hier äußerste Flexibilität hinsichtlich Verdachtsdiagnose und Abfragekompetenz bewiesen. Als Lenny den beigen Mercedes 312 mit quietschenden Reifen in der sommerlichen Mittagshitze vor dem Wohnkomplex geparkt hatte, schafften wir unseren Kram in den dritten Stock. Das Treppenhaus war mit einem blauen Farbstreifen in Kopfhöhe verziert, der an manchen Stellen mit dem Weiß darunter verlaufen war. Wir betraten die Wohnung durch die geöffnete Wohnungstür. Lippert stand auf dem Klingelschild.

»Hallo. Wir sind vom Rettungsdienst. Was ist denn passiert?«, fragte ich die Frau, die rückwärts vor uns herlief und uns wie an einem unsichtbaren Seil hinter sich herzog. Lenny streifte eine Blumenvase mit der Kante des EKGs. Ein nasser Scherbenhaufen mit buntem Gemüse blieb zurück.

Herr Lippert stand in der Raummitte und hielt sich mit der linken Hand den Hals und mit der anderen die Brust. Sein blaues Business-Hemd schien ihm zu eng zu sein. Schweiß rann ihm die Stirn hinab. Er schien an starken Schmerzen und Atemnot zu leiden und wirkte, als zöge ihm jemand einen unsichtbaren Strick um den Hals zu. Seine Augen fixierten mich und schrien um Hilfe. Zu spät. Herr Lippert verdrehte die Augen und brach leblos auf seinem lachsfarbenen, dicken Wohnzimmerteppich zusammen. Ich höre es noch heute – die Schnappatmung des Sterbenden und die spitzen Schreie der Ehefrau, die mir wie eine Rasierklinge in den Rücken fuhren. Die Fenster standen offen, es roch nach Fritten und Sommerwind. Jemand unter uns kochte. Frau Lippert sagte, ihr Mann hätte sich gerade einige Male an die Brust gegriffen. Lenny packte den Mann, drehte ihn auf den Rücken und riss ihm mit einem Ruck das Hemd auf, dessen weiße Knöpfchen zur Seite sprangen. Ich packte die Geltube, trug das Gel auf die Paddles des orangefarbenen Defibrillators mit der Aufschrift

Corpus 300 auf und verteilte es mit kreisenden Bewegungen. Laden auf 160 Joule. Das Gerät bot nur diese und noch 320 Joule zur Auswahl an. Der Drucker des EKGs surrte automatisch los und dokumentierte alles in Form eines schmalen EKG-Streifens. Dann drückte ich die Paddles fest gegen den Brustkorb des Mannes, der mittlerweile tiefblau angelaufen war. Ein Dauerton, der in die Ohren stach – die Kondensatoren des Gerätes waren geladen. Ich zögerte. »Mann, drück endlich ab«, zischte Lenny in meine Richtung. Ich merkte, dass ich eine Hemmschwelle zu überwinden hatte. Für mich fühlte es sich an, als würde ich dem Patienten Schmerzen zufügen – und das, obwohl der Patient in diesem Moment tot war. Während der Defibrillation durfte niemand den Patienten berühren, und es war meine Aufgabe, dies sicherstellen. Ansonsten bestand durch den hohen Stromfluss Lebensgefahr für denjenigen, der Kontakt zum Patienten hatte. Niemand bewegte sich. Keiner atmete. Ich blickte zu Lenny, der mit seinem Blick »mach jetzt endlich was« signalisierte, und drehte meinen Kopf. Frau Lippert hielt sich beide Hände vor das Gesicht, starrte mich mit aufgerissenen Augen an und zitterte. Schweißperlen rannen ihr den Hals hinunter. Ich wandte mich wieder Herrn Lippert zu, dem mein allerletzter Blick vor der Stromabgabe galt. Gleichzeitig drückte ich beide Knöpfe der Paddles. Der Mann zuckte zusammen. Kurzes Innehalten und der Blick auf den Monitor. Die unkoordinierten Zacken auf dem EKG, die für den Tod stehen, waren in eine gleichmäßige, koordinierte Form übergegangen.

Ein Grund dafür, dass ich mich unwohl fühlte, war die Tatsache, dass dem Rettungsdienstpersonal anno 1996 Maßnahmen, die in die Unversehrtheit des menschlichen Körpers eingriffen, nicht erlaubt waren. Die Defibrillation mit einem manuellen Gerät war in den Augen der Akademiker eine rein ärztliche Maßnahme, von der der Nicht-Arzt schön brav die



Hände zu lassen hatte. Niemand sollte den studierten Medizinern schließlich die Butter vom Brot nehmen. Wenn ein Sanitäter einen venösen Zugang gelegt hatte, bekam er in manchen Kreisverbänden Ärger – bis hin zur Kündigung. Unglaublich, sagen Sie? Nein, Normalität. Eigentlich galt man unterm Strich als Taxifahrer mit medizinischem Hintergrundwissen. Der Grund war das Rettungsassistentengesetz, nach dem es dem Mitarbeiter nur gestattet war, als Helfer des Arztes tätig zu werden. Etwas in einen Menschen hineinzuschieben, hineinzustechen oder Strom anzuwenden war lediglich erlaubt, wenn ein rechtfertigender Notstand gegeben war. Übersetzt heißt das: War ein Mensch in Lebensgefahr und kein Arzt verfügbar, brach man das Heilpraktiker-Gesetz, um ein Leben zu schützen. Um ansonsten Heilkunde auszuüben, musste man aber Arzt oder Heilpraktiker sein. Die Ärztelobby schien riesig. Jeder, der hier eine Änderung durchzusetzen versuchte, kämpfte einen einsamen Kampf gegen Windmühlen. Dabei war eines sicher: Niemand wollte (Not-)Ärzte aus dem System der Notfallmedizin herausdrängen und ein Paramedic-System einführen, das unflexibel und starr erscheint. Stattdessen sollte nur versucht werden, das System zu verbessern.

Mittlerweile ist der Beruf des Rettungsassistenten abgelöst. Seit Anfang 2014 gibt es als höchste nicht-ärztliche medizinische Fachkraft in der Notfallmedizin den Notfallsanitäter, der mehr Möglichkeiten mit auf den Weg bekommen hat, um Menschen zu helfen. Im Gegensatz zum Rettungsassistenten darf der Notfallsanitäter explizit invasiv tätig werden, solange er aktuell gültige Leitlinien beachtet und die Grenze seines eigenen Könnens nicht überschreitet. Als Nicht-Arzt ist es aber sowieso ratsam, keinerlei Experimente am Patienten zu probieren und Maßnahmen durchzuführen, die man nicht sicher beherrscht. Der Haken an dieser Sache war für mich: Um den begehrten Titel

Notfallsanitäter zu erlangen, musste ich selbst als langjähriger Rettungsassistent ein zweites Staatsexamen ablegen. Und na ja – ganz ehrlich: Das ist der einzige Beruf, in dem man nach 30 Jahren erneut ein Staatsexamen absolvieren muss, um weiterhin seinem eigentlichen Job nachgehen zu dürfen. Einfach mies durchdacht.

Der Druck war immens, denn es gibt nur zwei Versuche, das Examen zu bestehen. Wenn man beide vergeigt, ist das Ende der Teerstrecke erreicht: Notfallsanitäter ade. Ab spätestens 2024 dürfen die Betreiber Rettungsassistenten bundesweit aber nur noch als Beifahrer in einem Krankentransportwagen oder als Fahrer in einem Rettungswagen einsetzen. Das Zepter hält ab diesem Zeitpunkt ein Notfallsanitäter in den Händen. Für mich war daher glasklar: Ich musste das Staatsexamen zum Notfallsanitäter bestehen. Und am besten gleich beim ersten Versuch.

Gesagt, getan. Im Winter des Jahres 2016 saß ich schweißgebadet nach einer harten, aber fairen Prüfung im Vorraum zwischen einem alten Kicker und einem Getränkeautomaten und wartete darauf, dass man mich zum Blutgerüst rief. Zwei Prüflinge vor mir kamen mit leeren Händen und eckigen Gesichtern aus dem Lehrsaal. Jeder von uns wusste, was die Stunde geschlagen hatte. Einer der beiden hatte feuerrote Augen. Die Typen griffen nach ihren Unterlagen und verzogen sich, ohne ein Wort über das Desaster zu verlieren. Trotz der Kühle draußen fühlte ich mich, als wäre ich in Timbuktu. Das Aroma von eingetrocknetem Kaffee und der Geruch des Angstschweißes der Anwesenden stießen eine Lanze in meinen olfaktorischen Cortex. Mein olivgrünes Shirt klebte an meinem Körper, als jemand meinen Namen aufrief. In diesem Moment war es mir egal, ob man Schweißflecken sehen oder mich riechen konnte. Ich spürte meine Herzfrequenz, meinen Blutdruck und einen pochenden



Kopfschmerz. Es fühlte sich an, als würde mir jemand in der Geschwindigkeit meines Herzschlags rhythmisch in die Eier treten.

»Wir waren uns nicht ganz einig, weil Sie dem Patienten im mündlichen Fallbeispiel Dormicum in die Vene gejubelt haben.« Hatte ich mich gerade noch gefühlt wie in der Sahara, befand ich mich plötzlich in der Arktis. Vor meinem geistigen Auge lief der Film ab, den ich zwei Stunden zuvor live erlebt hatte. In dieser Situation, die der Prüfer bildreich beschrieben hatte, hatte ich auf theoretischer Basis einen Mann in den Zwanzigern zu versorgen. Der Mann hatte einen epileptischen Anfall, als mich das Prüfungskomitee in diese Szene beamte. Ich sagte, dass ich ihm einen venösen Zugang legen und Midazolam geben würde. Ein Benzodiazepin, das die Pharmaindustrie auch unter dem Handelsnamen »Dormicum« vertreibt. »Ah ja?«, meinte einer der drei Prüfer, den man mir vorher als Arzt vorgestellt hatte und der scheinbar das Ruder in der Hand hielt. Ich wählte dies als Versuch, mich zu verunsichern, und blieb bei meinem Vorgehen, das Medikament zur Anwendung zu bringen. Bei der Nachbesprechung fragte mich der Arzt, weshalb ich kein Lorazepam gegeben habe, wie es die Ärztekammer bei den zukünftigen Notfallsanitätern gern sähe. Dass uns in meinem Rettungsdienstbereich nur Midazolam zur Verfügung stünde, schien ihn nicht sonderlich zu beeindrucken. Er quetschte mich daraufhin wie eine Limette bis zum letzten Tropfen über Benzodiazepine aus. Ich war froh, dass ich über die Pharmakologie dieser Stoffgruppe und zu allem, was zu GABA-Rezeptoren und deren Effekt gehörte, bestens Bescheid wusste – wie auch über alles, was danach folgte. »Aber ... Sie haben gar keine Kontraindikationen abgefragt, bevor Sie das Medikament in den Patienten gespritzt haben ...« Ein Schauer durchfuhr mich. Mir war danach zu rülpsen. Hätte ich vorhin die Cola nur nicht so in mich hineingeschüttet. Ich überlegte. Dann fiel mir ein, dass man in unserem Algorith-

mus einen Krampfanfall behandeln muss, bevor die Anamnese und die Frage nach Allergien erfolgt. Somit war ich fein raus. Der Arzt verzog keine Miene, machte scheinbar einen Haken auf seinem Blatt und stellte die nächste Frage. Die Luft aus meinem oberen Verdauungstrakt blieb zum Glück dort, wo sie mir bis zum Ende der Prüfung noch reichlich Unbehagen bereitete.

»... haben Sie trotz aller Kritik ein sehr hohes Maß an Fachwissen gezeigt«, ploppte meine Denkblase weg. Der Prüfer schüttelte mir die Hand, sagte, dass ihn auch die makellose praktische Prüfung beeindruckt hätte, und drückte mir die lieblos gestaltete Bestätigung in die Hände. Ich grinste debil, las »bestanden« und »Notfallsanitäter« und wankte aus dem Raum. Die Prüfung war vollbracht. Der ganze Aufwand und die monatelange Lernerei hatten sich gelohnt.

Ich kann immer noch aus tiefster Überzeugung sagen, dass ich 1994 die richtige Entscheidung getroffen habe, als ich in den Rettungsdienst ging. Für mich persönlich ist der Beruf des Notfallsanitäters einer der besten und spannendsten Jobs, die man ergreifen kann – selbst wenn wir häufig zwischen Tod und Zerstörung agieren und in Abgründe blicken, die Sie sich nicht mal im Traum vorstellen können. Als ich die Notfallsanitäter-Urkunde einige Tage nach meiner Prüfung endlich aus meinem Briefkasten fischte und betrachtete, musste ich an einige der Notfälle denken, die ich im Laufe meiner Zeit im Rettungsdienst erlebt habe. Einige der eindrucksvollsten Geschichten habe ich für Sie aufgeschrieben. Machen Sie sich einen Kaffee, suchen Sie sich ein gemütliches Plätzchen und lassen Sie sich von mir unterhalten, denn auf diese Einsätze nehme ich Sie jetzt mit. Schön, Sie wieder dabei zu haben.

Herr Lippert hat seinen Herzstillstand damals übrigens überlebt. Wir brachten ihn mit notärztlicher Unterstützung in ein



Herzzentrum, wo sein Infarkt der Hinterwand im Herzkatheter-Labor ohne Folgeschäden beseitigt wurde. Vor Kurzem, 25 Jahre nach diesem Einsatz, habe ich ihn in einem Einkaufszentrum mit seiner ergrauten Ehefrau an der Käsetheke stehen sehen. Die Gesichter der beiden habe ich nie vergessen.

Fontäne des Todes

Das Oktoberfest – in Bayern nur die »Wiesn«. Für den einen ein glitzerndes, überdimensionales Volksfest, für Tausende von Menschen jeder Altersklasse die Möglichkeit, sich zwei Wochen pro Jahr in der Öffentlichkeit hemmungslos gehen zu lassen. Wenn Sie die Wiesn besuchen, kommen Sie, je nach Route, am sogenannten Kotzhügel vorbei. Das eindrucksvolle Schauspiel, das sich in den beiden Ausnahmewochen dort abspielt, könnte dem ein oder anderen den Appetit auf Bratwurst, Bier und Brezn gehörig verderben. Da lehnen gestandene Mannsbilder verloren an leidenden Bäumchen und pissen in eindrucksvollem Strahl in die Prarie. Direkt daneben können Sie sich das Pornokino sparen und fremden Pärchen beim Vögeln und kunstvollen Blowjobs in allen möglichen Positionen zusehen. Mal mehr, mal weniger schön. Keine zwei Meter weiter entledigen sich andere ihres Sauerbratens und der fünf Maß rückwärts. Sie sehen – auf dem Hügel ist für jede Gesinnung etwas dabei. Das Blöde für uns Retter in diesem Spiel: Wer auf die Wiesn gefahren ist, muss danach auch wieder nach Hause. Die Rettungsdienste direkt um die Wiesn beneide ich nicht, weil sie ausschließlich als Entgiftungs-Shuttle ins Krankenhaus gebraucht werden.

Die Wiesn selbst befindet sich in der nahe gelegenen Großstadt. Folglich ist sie zu weit entfernt, als dass wir im Außenbezirk normalerweise mit richtig betrunkenen Menschen von dort zu tun bekämen. Das Problem ist nur, wenn man mit dieser Annahme in die Nachtschicht geht, trifft einen Edward Murphys Gesetze wie ein Faustschlag: Was schiefgehen kann, geht schief. Und es wird in der ungünstigsten Reihenfolge passieren. Und: Der Patient wird Sachen tun, zu denen er nüchtern nicht in der Lage wäre.



20:15 Uhr: Lenny hatte sich gerade seine frisch eingeschenkte Tasse Kaffee in den Schritt gekippt und winselte vor sich hin. »Top, noch keinen Einsatz gehabt und schon Flecken auf der Hose«, spottete ich. Als der Piepser ging und uns die Leitstelle alarmierte, befand Lenny sich gerade auf halbem Weg in die Umkleide. Er hieß den Disponenten, der überhaupt nichts dafür konnte, einen Blödmann und legte einen Schritt zu, um sich eine neue Hose anzuziehen, stolperte über die oberste Treppenstufe und fluchte wieder. Manchmal kommen Einsätze aber auch so ungünstig, dass man den Eindruck gewinnen kann, in der Wache seien überall unsichtbare Kameras angebracht und der Disponent habe Monitore, um uns zu beobachten. Wenn die Situation für uns dann am ungünstigsten ist, drückt er mit hämischem Grinsen aufs Knöpfchen für einen Einsatz, den er selbst generiert hat. Auf dem Datendisplay las ich von einem Einsatz am Bahnhof.

»Siehst du irgendwas?« Lenny bog in den Bahnhofsvorplatz ein. Ein Bus verließ die überdachte Haltestelle in der Platzmitte und bewegte sich auf die Hauptstraße zu. Menschen strömten in Richtung S-Bahn, die wohl in einigen Minuten einfahren sollte. Sieben Taxen standen auf dem Taxiparkplatz. Ungefähr in der Mitte dieser Schlange sah ich drei junge Leute mit Rucksäcken und zwei Taxifahrer. Sie unterhielten sich mit einer Dame in den Vierzigern. Am dahinterliegenden Kiosk standen Menschen Schlange. Lenny fuhr langsam um den Platz herum. Niemand machte sich bemerkbar.

»Ich sehe nichts«, sagte Lenny, nahm den Funkhörer und drückte den Status Fünf. Normaler Sprechwunsch.

»1/83/1, kommen Sie.«

»Da ist niemand. Könnten Sie zurückrufen?«

»Machen wir.«

Wir fuhren noch eine Runde und blieben schließlich am Ende der Taxireihe stehen. Irgendwann kam einer der jungen Typen langsam zu uns. Ich ließ das Fenster herunter.

»Entschuldigung, sehen Sie uns denn nicht?«

»Was denn bitte?«, sagte ich.

»Da vorne. Die Frau dort. Deswegen haben wir Sie bestellt.«

»Sehen wir so aus, als ob wir hellsehen könnten?«

»Aber dort ist die Dame.«

»Sie hätten ja mal kurz winken können, als wir hier zweimal im Kreis an Ihnen vorbeigefahren sind. Ich habe meine Glaskugel heute nämlich zu Hause vergessen.« Lenny ließ den Motor an und rollte zu dem Pulk. Wir stiegen aus.

»Was ist hier los?«, fragte ich und blickte in erstaunte Gesichter.

»Also ... ja ... diese Dame hier ist betrunken und wäre beinahe umgefallen.«

»Und was genau soll ich mit dieser Dame machen?« Ich sah aus dem Augenwinkel, wie Lenny sich mit einem Grinsen abwandte. »Mit nach Hause nehmen und ins Regal stellen?«

»Nein. Aber ins Krankenhaus fahren.«

»Ins Krankenhaus? Jemanden, der noch selbstständig laufen kann? Eher nicht.« Die Gesichter der drei Typen froren ein.

»Aber die hat sich am Spiegel dieses Taxis festgehalten und ihn kaputt gemacht.«

»Haben Sie sich verletzt?«, drehte ich mich zu der Dame.

»Nneeijn, hab'ch nich. Ich bin nur gschtolpert.« Klar. Alkohol war hier eindeutig im Spiel. Aber jeder hat das Recht, betrunken zu sein.

»Um den Spiegel tut es mir sehr leid«, fuhr ich zu dem Typen gewandt fort, »aber wir sind nicht von der Bahnmissionsmission. Wenn diese Dame irgendetwas beschädigt hat, rufen Sie bitte die Polizei. Das kann ich jetzt auch für Sie übernehmen, da ich eh schon mal hier bin.« In diesem Moment rollte eine Polizeistreife auf den Bahnhofplatz und blieb direkt hinter uns stehen. Offenbar hatte die Leitstelle diese zusätzlich benachrichtigen lassen, weil der Einsatz im öffentlichen Bereich stattfand. Einer der beiden Polizis-



ten kam zum Rettungswagen. Ich erläuterte den Sachverhalt. Der Polizist schüttelte den Kopf: »Das ist wohl nichts für euch, oder?« Ich verneinte. In diesem Moment gibt es nur wenige Möglichkeiten: Entweder wird der Betroffene in ein Taxi gesetzt, das ihn nach Hause fährt, oder er ist zu stark alkoholisiert, um ihn einfach so gehen zu lassen. Die Polizei trifft hier eine besondere Pflicht. Das Zauberwort heißt: Garantenstellung. Der Garant ist die Polizei, die wegen ihrer besonderen Amtsstellung dafür sorgen muss, dass dem Betroffenen nichts passiert. Diese Pflicht haben wir vom Rettungsdienst zwar auch – aber nur, wenn der Patient einer nachfolgenden Einrichtung, wie einem Krankenhaus, übergeben werden kann. Wenn wir an dieser Stelle nicht weiterkommen, müssen wir auf die Hilfe der Ordnungshüter zurückgreifen. Die Dame hatte blöderweise kein Geld in ihrer Tasche, weil sie alles auf der Wiese gelassen hatte. Sie mit einem Taxi nach Hause zu schicken fiel also aus. Der Polizist hätte die Dame mit seinem Streifenwagen nach Hause fahren können. Das Problem war nur, dass die Dame in die falsche S-Bahn eingestiegen und in die entgegengesetzte Richtung gefahren war. Der Polizist machte also kurzen Prozess: Er nahm die Dame in polizeilichen Gewahrsam. Sie durfte die Nacht in einer unkomfortablen Zelle verbringen und konnte am darauffolgenden Tag ausgenüchert nach Hause fahren. Übernachtung ohne Frühstück und Zimmerservice für 60 Euro pro Nacht. Für die Kohle hätte ich mir Schöneres vorstellen können.

»Zum Imbiss?«, fragte Lenny. Ich nickte. Die Schlange beim Türken um die Ecke war enorm lang. Aber es lohnte sich. Auch wenn Lennys Figur ein wenig Zurückhaltung verdient hätte, zwei Döner mussten es sein. Als ich sah, wie die saftigen Fleischstücke vom Spieß in den Behälter fielen, lief mir das Wasser im Mund zusammen. Besitzer Mert füllte das Fleisch in das gebräunte Brötchen, dann kamen Joghurtsoße, Zwiebeln und Salatblätter in verschiedenem Grün dazu. Die Vorfreude, gleich in diese gefüllte Teigtasche zu beißen, wurde jäh vom Alarmemp-

fänger unterbrochen. »Betrunkenener am Bahnhof«, kam aus dem Lautsprecher des Melders. Na super. Wieder kein Essen, dafür zurück zum Bahnhof.

Da der Dönerverkauf direkt um die Ecke lag, hatten wir eine Anfahrtszeit von einer Minute. Auf dem Parkplatz direkt am Abgang zur S-Bahn-Unterführung saß ein junger, krankhaft abgemagerter Typ auf dem Boden. Er trug ein zerkratztes, schief sitzendes, schwarzes Guccibrillenimitat, eine angegammelte rote Schiebermütze und ein verkotztes, eingerissenes Hemd mit Apple-Logo. Auch die Jeans hatte gehörig etwas abbekommen. Zwei Leute von der Bahn-Sicherheit standen um ihn herum. Das sah nach Ärger aus. Der eine von ihnen hatte Kotze am Hosenbein und am Schuh. Am hellblauen Hemd des anderen hatte der Typ sich offensichtlich die Hände abgewischt. Beide Bahn-Mitarbeiter sahen aus, als wäre ihnen das Lachen gründlich vergangen. Wir stiegen aus.

»Shhhchwixer. Lsst mch in Ruhe!« Der Typ schlug nach einem der beiden.

»Hallo. Wir sind vom Rettungsdienst. Was ist denn los?«, fragte Lenny.

»Aaaschlöcherwixerpenner. Lass mch innn Ruh!« Er schrie so laut, dass nun auch der Letzte am Bahnhof auf die Szene aufmerksam wurde.

»Wir wollen nur helfen«, sagte ich, dachte aber etwas ganz anderes.

»Nnnejn, lass mich«, nuschelte er noch, dann verstummte er. Der Oberkörper kippte zur Seite, das Kinn glitt auf die Brust. Der Typ lehnte am Bein des Bahn-Mitarbeiters mit der vollgekotzten Hose.

»Eingepennt«, bemerkte Lenny, der den Rucksack öffnete und die Blutdruckmanschette herausnahm. »Kannste dir schenken. Oder willst du putzen?« Lenny packte die Manschette weg, ging zum Rettungswagen und holte die Trage.



»Der Typ hat in der Bahn herumgepöbelt. Kommt vermutlich von der Wiesn. Er ist ständig weg«, erklärte einer der Bahnmitarbeiter.

»Das sehe ich.« Ich beugte mich zu dem Typen hinunter und stupste ihn an. Er riss die Arme nach oben und drehte sich zu mir. Ein dicker Strahl Kotze traf meine orangefarbene Einsatzjacke.

Wir packten ihn auf die Trage. Einer links und einer rechts. Dann lag der Typ in unserem Wagen.

»Schhh will nnnicht mit.«

»Bleib liegen. Wir bringen dich in die Klinik. Da kannst du pennen bis Weihnachten«, sagte ich, drehte mich zu Lenny, der mittlerweile am Funk war, um ein freies Bett zu suchen.

»Warst wohl auf der Wiesn und hast 'ne Menge Kohle versoffen, mh?«

»La la laaaaa laaaaaaaa«, sang der Typ, der immer wacher wurde. Ich erkannte die Melodie von »Final Countdown«. Plötzlich hielt er inne. Seine Augen wurden größer. Auch Lenny und ich verstummten, als hätte jemand die Pause-Taste gedrückt. Sein Kopf bewegte sich in Zeitlupe. Erst nach links, dann nach rechts. Irgendetwas passierte. Er stieß auf und wirkte, als würde sich in ihm Druck aufbauen. Dann würgte er. Weshalb keiner von uns reagierte und ihm einen Kotzbeutel vor das Gesicht hielt, weiß ich nicht. Oder wenigstens versuchte, das Shirt in die Hose zu stecken und anschließend den Kragen über den Mund zu ziehen. Dann hätte das Erbrochene zumindest nicht nach außen kommen können – auch wenn das dem Krankenhauspersonal gegenüber nicht gerade fair gewesen wäre.

Da war sie, die Fontäne des Todes. Kotze, die in einem dicken Strahl aus dem Mund des Typen schoss. Lenny sprang zur Seite, schaffte es aber nicht rechtzeitig. Dann fing der Typ an, beim Brechen seinen Kopf zu drehen. Läuft der Film jetzt vor Ihrem geistigen Auge ab, und Sie stellen sich das bildlich vor? Ich kann Ihnen eines sagen: Sie liegen garantiert falsch. Kennen Sie die

